

Du siehst aus wie ein Beatle

WIEN, Ende April Die Szene könnte einem altmeisterlichen Gemälde als Vorbild gedient haben: Unter den Palisaden der Minoritenkirche in Wien sitzen um eine lange Holztafel ein Pater, zwei Mönche und einige Knaben. Von der Seite fällt weiches Licht auf die silbernen Krüge und Becher. Kleidung und Frisuren deuten auf die Renaissancezeit hin. Anächtig senken die Jungen die Häupter und sprechen ein Tischgebet, bevor das herzhafte Essen – Fleisch, Knödel und Kraut – aufgetragen wird. Doch der brave Anschein trügt. Sobald die Kamera abschaltet ist, fangen die Wiener Sängerknaben an zu kichern. Den Tumult auf dem Filmset ist der Regisseur Curt Faudon inzwischen gewohnt. Bereits seit November begleitet er mit seinem Filmteam die Sängerknaben auf Tourneen, Proben, Konzerten und im Internat. Entstehen soll eine Mischung aus Dokumentarfilm und Feature, die in einer Kinoversion auf dem Filmfest in Cannes gezeigt werden soll.

Für die Knaben ist es ein Riesenspaß, die Geschichte ihrer fünfhundert Jahre alten Institution – die wohl zu Wien gehört wie die Lipizzaner – wiederaufleben zu lassen. Mit viel Gelächter werden die Perücken anprobiert. Der elfjährige Thomas Erhard schüttelt seine neue Mähne. „Du siehst aus wie ein Beatle“, bekommt er zu hören. Doch die alten Stiche, auf denen die Sängerknaben abgebildet sind, beweisen: In der Renaissance hätte er vermutlich genauso ausgesehen. Auch eine am Vormittag gedrehte Szene, in der die Jungen auf einem Markt beim Apfelstehlen gezeigt werden, hat eine historische Vorlage: Kein Geringerer als Franz Schubert schrieb im Jahr 1812 einen Brief an seinen Bruder und bat ihn, ihm doch bitte einige Äpfel zu schicken. Er leide bei den Sängerknaben Hunger.

Zu essen gibt es heute genug. Literweise Limonade und Kekse halten die Motivation der Knaben hoch, die im Schichtwechsel auf dem Set eintreffen. Manche kommen später vom Schulunterricht oder von den Chorproben, andere müssen den Drehort für die Stimmbildung oder die abendlichen Konzerte früher verlassen. Es ist eine logistische Großleistung und ein heilloses Durcheinander. Für die Sängerknaben scheint dies alles aber ganz normal zu sein: Jeder von ihnen gibt rund hundert Konzerte im Jahr und ist neun bis elf Wochen auf Tournee – damit werden achtzig Prozent des Budgets der Sängerknaben gedeckt. Für die Solisten kommen zusätzliche Auftritte hinzu – im Knabenterzett der Zauberflöte, aber auch in Bernsteins „Chichester Psalms“ oder Gustav Mahlers „Das klagende Lied“.

„Sie sind unglaublich professionell“, sagt Curt Faudon. Er war überrascht, nicht auf verwöhnte Jüngelchen zu treffen, sondern auf „erstaunlich starke kleine Persönlichkeiten“. Gutgescheiterte Artigkeit sucht man bei den Sängerknaben tatsächlich vergebens. Wie wohl die meisten Jungs im Alter von neun bis vierzehn Jahren sind sie Rabauken, die es allerdings gelernt ha-

Inlineskates statt Mittelscheitel: Die Wiener Sängerknaben gehen mit der Zeit. Gerade mit Weltmusik sind die Jungen im Ausland erfolgreich.

Von Annika Müller



Singen macht hungrig: Das war schon vor vierhundert Jahren so. In einem aktuellen Filmprojekt des Regisseurs Curt Faudon über die fünfhundertjährige Geschichte der Wiener Sängerknaben spielen sich die Knaben selbst.

Foto Annika Müller

ben, als Gemeinschaft zu funktionieren. „Sie müssen recht früh lernen, Probleme selbst zu lösen“, sagt Tina Breckwoldt, die die Sängerknaben während des Filmdrehs begleitet. Im Kofferpacken seien die Knaben sogar schneller als sie selbst.

Kein Wunder, denn viele von ihnen haben bereits alle Kontinente mehrfach bereist. Jedes Jahr fährt einer der vier Teilchöre in die Vereinigten Staaten, nach China, Japan, Südkorea sowie in verschiedene europäische Länder; alle zwei Jahre finden Konzertreisen nach Lateinamerika, alle drei Jahre nach Australien und Neuseeland statt. Ein ausgeklügelter Stundenplan und kleine Klassen ermöglichen es den Schülern, den Unterrichtsstoff des

nicht selten bis weit über die aktive Sängergezeit hinaus bleiben. Nach seiner eigenen Internatszeit leitete Wirth fünfzehn Jahre lang einen der vier Teilchöre der Sängerknaben. Seit 2001 ist er ihr künstlerischer Leiter. Sein Sohn Matthias setzt wie seine beiden älteren Brüder die Tradition fort. Von den anderen Knaben wird der selbstbewusste Neunjährige spöttisch „künstlerischer Leiter“ genannt, da dies sein einziger Berufswunsch ist.

Wirth hat einen tiefgreifenden Wandel der Institution erlebt – und diesen auch selbst vorangetrieben. Sowohl die künstlerischen als auch die pädagogischen Ansätze haben sich grundlegend verändert. „Man kann Kinder heute nicht mehr mit

Strafandrohnungen zur Ordnung zwingen“, sagt Wirth. Stattdessen setzt er auf Erziehung zur Selbstdisziplin. „Die Kinder wissen, dass sie auch etwas dafür tun müssen, wenn sie auf Weltreise gehen wollen.“ Dazu gehört es auch, nach einem langen Tag noch konzentriert zu proben, während sich die Freunde auf dem Fußballplatz austoben. Oft wird den Knaben aber erst sehr viel später bewusst, welche Privilegien sie schon in frühesten Jahren genießen. „Wenn sie in der Carnegie Hall auf der Bühne stehen, wissen die Kinder natürlich nicht, dass dies der Traum jedes Musikstudenten ist“, so Wirth.

Selbstbewusst sind sie dennoch. Wenn eine Probe langweilig ist, sagen sie dies

kommen gerade direkt vom Filmset, andere aus den Einzelproben. Einer kommt zu spät. Alle sehnen sich merklich zu ihren Freunden an die Kletterwand oder ins Schwimmbad: An Freizeitangeboten mangelt es im Palais ganz bestimmt nicht.

Die Pädagogen sind jetzt, kurz vor der Bettgezeit, überwiegend damit beschäftigt, Spielsachen auszugeben. Ein Knabe verlangt Inlineskates und Helme, ein anderer statt Karten ein Brettspiel, der nächste Tischtennisbälle. Auch der Erste-Hilfe-Kasten und ein großer Vorrat an Pflastern stehen bereit. Aus den Klassenräumen tönt Gelächter, das sich auf den Gängen mit der Musik aus den vielen Proberäumen mischt. Im Palais wird sogar gerockt, bis die Lüster wackeln. Schon lange haben die Sängerknaben nicht mehr bloß Mozart-Messen und deutsche Volkslieder im Repertoire, sondern auch persische Sufi-Gesänge, paschtunische Hirtenweisen und sogar Pophits. Ein besonderes Projekt ist die Kinderoper „Seidenstraße“, die nun auch Curt Faudon als roter Faden seines Films dient. Auf ihren Reisen haben die Sängerknaben Lieder aus der Türkei, Armenien, Usbekistan, Tadschikistan, Pakistan, Indien und China gesammelt und neu interpretiert. Mit traditionellen Musikern trafen sie sich in deren Heimat oder luden sie für Aufnahmen und Jamsessions nach Wien ein.

Die Begegnungen auf den vielen Reisen sind es, die die Kinder selbst aus Ländern wie Japan, Amerika, Kanada oder Australien zu den Sängerknaben locken. Die meisten von ihnen kommen aus eigenem Antrieb und oft sogar gegen den Widerstand der Eltern. Zwar gibt es noch immer ganze Dynastien von Sängerknaben, die Zeiten, in denen die Kinder überwiegend auf Wunsch der Eltern kamen, sind aber vorbei. Vor allem aus Japan, wo die Sängerknaben wie Stars gefeiert werden, erreichen Tina Breckwoldt immer wieder verzweifelte E-Mails von Kindern: „Must have audition. must come“, schrieb ein gerade neunjähriges japanisches Kind. Hibiki Sadamatsu spricht noch kaum Deutsch. Dafür lernen die anderen Kinder ein bisschen Japanisch. Bei der anstehenden Japan-Tournee des Schubertchors kann Hibiki dann endlich seine Eltern wiedersehen.

Die Sängerknabenwelt mit ihrer Mischung aus habsburgisch-katholischer Tradition, modernem Internatsleben und Kunstschaffen wirkt wie ein kleines Paradies. Doch es ist bedroht: Die Kinder kommen immer früher in den Stimmbruch, was sich auf die stimmliche Reife auswirkt. Auch hat die Knabenstimme längst ihre Unschuld durch die Popmusik verloren: Die Kinder imitierten laut Breckwoldt den gepressten Gesang und zögen sich früh Knötchen an den Stimmbändern zu – eine Singgewohnheit, die man vor allem älteren Knaben kaum mehr abgewöhnen kann. Gleichzeitig erwartet aber das von erstklassigen CD-Einspielungen verwöhnte Publikum eine immer höhere Qualität bei den Live-Konzerten. Vor dem zunehmend professionelleren Wind, der durch die Proberäume fegt, gilt es die Kinderseelen zu schützen.



Christian Overbeck Foto Archiv

Der ungekrönte Maikönig

Die beiden populärsten deutschen Mailieder kommen von zwei Lübecker Dichtern. Emanuel Geibel dichtete „Der Mai ist gekommen“. Schon zuvor schrieb Christian Overbeck „Komm, lieber Mai und mache“. Auch wenn es seit dem 18. Jahrhundert zu einer kleinen mitteleuropäischen Erwärmung gekommen ist: Auch damals wäre es lyrisch veranlagten Herren aus Süddeutschland nicht eingefallen, den Frühling erst mit dem Mai zu begrüßen. Dass die Bäume, so Geibel, erst im Mai ausschlagen und der „May“ von Overbeck angefleht wird, „die Bäume wieder grün“ zu machen, konnte wirklich nur norddeutschen Dichtern einfallen.

Der so den Mai anflehende Dichter Christian Adolph Overbeck wurde 1755 in Lübeck geboren. Sein Ruhm als empfindsam die Natur rühmender Lyriker war so groß, dass Mozart sein 1776 im Vossischen „Musenalmanach“ erstmals erschienenen Maigedicht 1791 vertonte. Overbeck, seit seinem Jurastudium in Göttingen mit dem Dichter Ludwig Hölty und dem Homer-Übersetzer Johann Heinrich Voß sowie mit anderen Mitgliedern des „Göttinger Hains“ befreundet, war ein Multitalent. Der äußerst sozial und tolerant eingestellte Klopstock-Verehrer dichtete, komponierte, war Lübecker Senator und Bürgermeister sowie Direktor der Lübecker „Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit“. Als Lübeck zwischen 1806 und 1814 zum französischen Kaiserreich gehörte, verhandelte er mit Napoleon persönlich, um die Bedrückungen der Besetzung zu mildern.

Overbecks Maigedicht, das eigentlich „Sehnsucht nach dem Frühling“ hieß und in der Version von Mozart einige Veränderungen erfuhr, ist aus der Perspektive eines Kindes geschrieben. Es erschien 1781 in der Gedichtsammlung „Fritzschens Lieder“. Overbeck vertrat die damals durchaus unzeitgemäße Auffassung, das seelische Empfinden eines Kindes sei zu achten. Damit widersprach er der Meinung, ein Kind sei lediglich die unvollkommene und erst zum wahren Menschentum zu erziehende Vorform eines Erwachsenen.

Sein eigener Sohn, der Maler Friedrich Overbeck, in Rom das Haupt der Künstlergruppe der „Nazarener“, stellte Toleranz und Liberalität des überzeugten lutherischen Vaters allerdings auf eine harte Probe, als er im Frühjahr 1813 zum katholischen Glauben konvertierte. Die Enttäuschung des Vaters lässt sich dem Briefwechsel zwischen 1813 und 1816 entnehmen. Seinen Sohn hatte Overbeck 1806 zum letzten Mal gesehen, als dieser nach Wien und später nach Rom zog, um die christlich-katholische Erneuerung der Kunst zu befördern. Christian Overbeck starb, hoch geehrt, 1821 in Lübeck. MARTIN THOEMMES

Die unerträgliche Frivolität der Wahrheit: Zum Streit über die Ausstellung „Paris unter der Besatzung“

UPDATE

Jetzt läuft auch noch die Debatte über Fotografie und Propaganda in Frankreich wieder an. Die „Pflicht zum Erinnern“ und der Imperativ des „Nie wieder!“ haben den Franzosen unzählige Ausstellungen, Memorials, Gedenktage und Zeremonien beschert. Gerade war Nicolas Sarkozy auf dem „Plateau des Glières“, dem Hauptsitz der französischen Widerstandskämpfer während des Vichy-Regimes – Sarkozys im Wahlkampf

versprochener jährlicher Besuch wird zum neuesten Résistance-Ritual.

Die anhaltende politische Instrumentalisierung ist inzwischen fast so unerträglich geworden wie das penetrante Pädagogisieren zuhänden der Jugend. Es sind bezeichnenderweise die älteren Semester, die an der Pariser Ausstellung über die Besatzungszeit Anstoß nehmen. Sind die dreihundert Fotos von André Zucca, der für die Illustrierte „Signal“ arbeitete, für die Jüngeren unter den Nachgeborenen eine Gefährdung? Der gute Wille zu ihrer Versöhnung war jedenfalls vorhanden.

Gerade hat „Le Monde“ enthüllt, dass vor wenigen Jahren eine „kritische“ Ausstellung geplant war. Gescheitert sei sie am Widerstand von Zuccas Tochter, wel-

che die Rolle ihres Vaters als Kollaborateur beschönigen wollte. Die Skrupel verflogen – jedenfalls rechnete niemand mehr mit dem Sturm der Empörung, den die Fotografien von André Zucca in der eher engen und nicht sehr exponierten „Bibliothèque historique de la Ville de Paris“ jetzt ausgelöst haben. Der Kulturbeauftragte von Paris wollte sie schließen, der Bürgermeister ließ in der ganzen Stadt die Plakate überkleben und beauftragte den Historiker Jean-Pierre Azéma, zu den Fotografien „die notwendigen Warnungen“ zu formulieren. Sie wurden angebracht und der Name der Ausstellung abgeändert.

Das Volk kommt dennoch weiterhin in Strömen. Die Schau „Paris unter der

Besatzung“ ist zum kulturellen Ereignis des Frühjahrs geworden – und zu Recht: Nie zuvor ist der französischen Jugend die Wahrheit über die Besatzung in Paris so ungeschminkt vorgeführt worden. Die Theater liefen auf Hochtouren, Claudel und Sartre wurden mit dem Segen der Zensur gespielt. Die Kinos und die Restaurants hatten Hochkonjunktur. Massenhaft drängten die Besucher in die Ausstellung von Arno Breker, der Pétain eine Skulptur schenkte. Viele Stars der Nachkriegszeit gaben zu dieser Zeit ihr Debüt. Über die gesellschaftlichen Ereignisse auf der Kulturszene berichtete „Signal“ – der Kauf war freiwillig, die Auflage ging in die Hunderttausende. „Signal“ war der „Stern“ und „Paris-

Match“ einer Epoche, der Klatsch nicht fremd war.

Soeben ist auch ein wissenschaftliches Buch über die Erotik während der Okkupation erschienen. Zweihunderttausend Kinder haben deutsche Soldaten in Frankreich während dieser Jahre gezeugt. Das unbeschwerte Leben hatte seine Schattenseiten. Es wurde verhaftet, gefoltert, deportiert. Manche hatten Hunger. Das hat man den zeitgenössischen Jugendlichen inzwischen durchaus vermittelt. Damals wollte es niemand wissen. Diese heilsame Ausstellung betreibt keine Propaganda, sondern Aufklärung. Unerträglich ist die Qualität der Fotografien und die Frivolität des Alltags, von dem sie so unverblümt Zeugnis ablegen. JÜRG ALTWEGG

